

Gunnar Homann  
Sabbatical



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Buch*

Ein Jahr Auszeit! Mit den Sommerferien beginnt für Gymnasiallehrer Viktor Hoffmann endlich das ersehnte Sabbatical, für das er vier Jahre lang gespart hat. Nur hat Viktor keinen Plan, was er mit der freien Zeit anfangen soll. Also beschließt er, erst mal mit seinem besten Kumpel, dem schüchternen Chemielehrer Joachim Brettschneider, für ein paar Wochen ins Blaue zu fahren. Doch weil sein Freund hoffnungslos in Kunstlehrerin Liane verliebt ist, die einen Bildhauerei-Workshop auf einem Bauernhof in Frankreich leitet, landen die beiden ebendort. So hatte sich Viktor den Roadtrip wirklich nicht vorgestellt. Dummerweise hat die schöne Liane aber ein Auge auf Viktor geworfen. Und als dann auch noch der schnöselige Professor Herbst auftaucht, der ihm vor Jahren die Frau ausspannte, wird es turbulent. Und Viktor muss endlich herausfinden, was er eigentlich von diesem Jahr – und vom Leben an sich – will ...

### *Autor*

Gunnar Homann, Jahrgang 1964, studierte an der Deutschen Sporthochschule in Köln. Er lebt in Esslingen am Neckar und arbeitet als Redakteur für das Magazin »Outdoor«. Daneben schreibt er für »Titanic«. 2011 erschien sein Debütroman »All exclusive«. 2017 wurde er mit dem Jurypreis für Komische Lyrik »Der Große Dinggang« ausgezeichnet.

Gunnar Homann

---

Sabbatical

Roman

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Abdruck der Zitate S. 121:

Heilmann, Werner (Hrsg.). *Das Kamasutra*. Dt. Übers. von Kevin Rathgeb. © 1990 by Wilhelm Heyne Verlag, München.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe Januar 2018

Copyright © 2018 by Gunnar Homann

Copyright © dieser Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München; plainpicture / Steffen Scheyhing

Redaktion: Gerhard Seidl

KS · Herstellung: kw

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48615-1

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



# 1.

Brettschneider hatte zu seiner alljährlichen Abschlussparty geladen, und ich log einfach weiter. »Weltreise«, antwortete ich jedem, der mich fragte, was ich mit meinem Sabbatical anzufangen gedachte. Sogar eine Reiseroute hatte ich mir zu rechtgelegt und vor der Feier noch einmal gegoogelt, wie ein Round-the-World-Ticket funktioniert. Einem Lehrer, der eine Auszeit nimmt, geht es wie jemandem mit einem Gipsarm – er muss immer wieder dieselbe Geschichte erzählen. Schlimmer noch: Er muss den anderen den Messias geben, sie inspirieren, ihnen ein Fenster in eine neue Welt öffnen und ihnen Mut machen, es ihm nachzutun. Eine vierte Sprache lernen. Wieder Gitarre üben. Bilder malen. Schwarz-weiß fotografieren, ein Buch aus dem Kirgisischen übersetzen, die Wohnung mit den kleinsten Fliesen auslegen, die es gibt, die Scheune ausbauen, Yoga machen, für einen Marathon trainieren, den Jakobsweg wandern: All das wird akzeptiert.

Aber stellen Sie sich mal zu den Kollegen und

erklären, dass Sie eigentlich noch gar keinen Plan haben, außer dass Sie mit Brettschneider für zwei oder drei Wochen ins Blaue fahren wollen: zwei Mann, ein Bus, die offene Straße – und das Ganze hauptsächlich, weil Sie finden, dass Brettschneider mal dringend gelüftet werden muss, weil er unglücklich verliebt ist. Eine Bankrotterklärung wäre das.

Brettschneider hatte die Grills im Garten des Reihenhauses aufgestellt, das er von seiner Mutter geerbt hatte und bereitwillig bewohnte. Das halbe Kollegium des Schulze-Delitzsch-Gymnasiums in Erfstadt-Lechenich war angetreten, um die Flaschen, die er oben in die Badewanne zum Kühlen gelegt hatte, zu leeren und mit stetig hellerem Glimmer im Gesicht Urlaubspläne für die Sommerferien auszutauschen. Reger Pendelverkehr hielt die Party in Bewegung, und während Weinkorken plopten und Bierflaschen klonkten und irgendjemand anfing, Caipirinhas zu mixen («Hast du Eis, Joachim?«), schwirrten die Namen von Reisezielen durch die warme Sommerluft wie Fledermäuse: Portugal, Thailand und Sardinien, Australien und Südtirol. Und ich stand neben Brettschneider, vollentschleunigt und mit simplifiziertem Leben und wusste noch gar nichts. Gestern war die Tür des Schulze-Delitzsch-Gymnasiums hinter mir zugefallen, und mein Sabbatical hatte begonnen. Meine Pflichten beschränkten sich seitdem darauf einzukaufen, den

Müll runterzubringen und mich bei guter Laune zu halten. Ich hatte mich freigekauft, für zwölf Monate war ich Herr meiner Zeit. Niemand konnte mir vorschreiben, was ich mit ihr zu tun und wann ich wo zu erscheinen hatte, und wenn ich gewollt hätte, dann hätte ich mich von morgens bis abends auf dem Boden herumrollen können. Aber hatte ich dafür vier Jahre lang gespart?

Ich holte mein Handy hervor und tippte auf dem Taschenrechner herum.

»Was rechnest du?«, fragte Brettschneider.

»Ich gehe mein Sabbatjahr mal mathematisch an«, sagte ich. »Ich habe dreihundertfünfundsechzig Tage frei, mal vierundzwanzig Stunden. Macht genau achttausendsiebenhundertsechzig Stunden.«

Brettschneider kraulte sich den Bart. »Ist das jetzt viel? Ich finde, es klingt nach wenig. Alles, was man in Stunden ausdrückt, klingt nach wenig.«

»Ich finde, es klingt nach einer ganzen Menge Zeit zum Totschlagen.«

»Und wenn du wirklich auf eine Weltreise gehen würdest?«

»Meinst du?« Ich biss in meine Bratwurst; es war eine aus Fleisch. Die Linie verlief bei etwa vierzig Jahren, darunter tendierte das Kollegium ins Vegetarische.

»Darf ich kurz unterbrechen?« Es war die gar nicht mal so unattraktive Regine Fitsch, die Englisch in der Unterstufe unterrichtete und sonst nur das Nö-

tigste mit mir sprach. »Ich muss gleich gehen, Viktor, weil ich morgen selber verreise, aber das wollte ich dir noch mit auf den Weg geben: Du MUSST nach Tibet. Ich war letztes Jahr dort, und wenn ich ein Sabbatical hätte, dann würde ich ein ganzes Jahr dortbleiben. Die Spiritualität ist unvergleichlich.«

»Danke, vielleicht mache ich mal einen Abstecher von Nepal aus.«

»Mach das«, bekräftigte Regine Fitsch, indem sie meine Rechte zwischen ihre beiden Hände nahm und sich verabschiedete.

»Wenn ich allen Tipps von heute Abend nachgehen wollte, müsste ich zehn Jahre lang um die Welt reisen«, brummte ich, aber Brettschneider hatte nicht zugehört. Er schaute hinüber zum vegetarischen Grill, wo Liane Ludwig mit den Kollegen von Kunst und Musik scherzte.

La Ludwig, wie ich sie nannte, hatte nur drei Monate Kunst und Französisch am Schulze-Delitzsch-Gymnasium gegeben, als Schwangerschaftsvertretung, es aber in der kurzen Zeit geschafft, Joachim Brettschneider – fünfundvierzig, Fachbereichsleiter Chemie, Vollbart, Laientheater Erfstadt, schüchtern, traurige braun karierte Chemielehrerhemden, breitgelatschte Sandalen –, bis zur Idiotie in sich verliebt zu machen. Außerdem hatte sie, wie Rektor Streimel es in einer Dankesrede formuliert hatte, »schon viel frischen Wind in die Kunst an der Schule« gebracht. Einige meinten aber auch, dass

sie manchmal einfach recht kurze Röcke trug. Ihre Beine waren kräftig, aber das war nicht das Adjektiv gewesen, das mir durch den Kopf getaumelt war, als ich Lianes Beine zum ersten Mal gesehen hatte, sondern: »Sorglos«.

Liane war die Sorte Frau, von der man sich vorstellte, dass sie auf den Fingern pfeifen konnte; ob sie diese Fertigkeit wirklich besaß, wusste ich freilich nicht. Und während die meisten Kolleginnen ihre Garderobe und ihre Frisur in Makrozyklen wechselten (aber im Gegensatz zu den Herren Kollegen wenigstens etwas hatten, das die Bezeichnung verdiente), verfolgte ich mit Bewunderung, was Liane Ludwig mit ihren Haaren anzustellen wusste, die sie mal nach links und mal nach rechts, mal in die Stirn hinein und mal aus ihr heraus klammerte, mal zum Pferdeschwanz band (dann aber mit einer Strähne über der Schläfe), mal mithilfe knallfarbener Haargummis seitlich vom Kopf wegstehen ließ, mal zu komplizierten, vielsträngigen Gebilden flocht, die ihr wie ein Seil am Hinterkopf hingen. Ihr Kleidungsstil wechselte genauso häufig. Während sie an einem Morgen in Flanellhemd, hochgeschlagenen Jeans und Cowboystiefeln durch die Gänge des Schulze-Delitzsch-Gymnasiums schritt, sah man sie anderntags in gestreiften Schlaghosen und cremefarbener Bluse. Aber wie immer sie sich kleidete: Sie tat es mit Nachdruck und sozusagen mit einer Stange Dynamit in der Tasche.

Zu Brettschneiders Kummer würde sie mit ihrem Lebensgefährten Schlettenbach, der so etwas wie einen Stararchitekten vorstellte, demnächst in die USA übersiedeln, nach Los Angeles, wie es hieß. Ich konnte es kaum erwarten, denn Brettschneiders bald mehr, bald weniger stummes *Ich liebe sie, ich liebe sie* war langsam nicht mehr auszuhalten.

»Künstler!«, murkte Brettschneider mit Blick auf Lianes Entourage.

»Das sind keine Künstler, Brett. Wenn sie Künstler wären, dann wären sie keine Lehrer geworden. Lehrer können viel, aber nichts so richtig.«

Brettschneider gähnte. »Könnte sein«, sagte er und reckte die Arme in die Höhe, sein Hemd spannte über dem Bauch.

Wo bekam er nur immer diese Hemden her? Kein Laden, den ich kannte, verkaufte sie. Ob es dafür eine offizielle Stelle beim Oberschulamt gab? Oder einen Internetversand, [traurigechemielehrerhemden.de](http://traurigechemielehrerhemden.de)?

Brettschneider hatte sich zu Ende gereckt. Er schaute mich an, als sei ihm der Name eines alten Bekannten eingefallen, an den er sich tagelang zu erinnern versucht hatte.

»Was ist eigentlich damals aus deinem Roman geworden?«, fragte er.

Das war eine gute Frage.

Als ich vor vier Jahren angefangen hatte, für mein Sabbatical zu sparen, war es mit der Idee gewesen, versuchsweise den Beruf zu wechseln, einen alten

Traum zu verwirklichen und Schriftsteller zu werden. Es war diese Sache mit Feldwischer, die mir den Rest gegeben hatte, eigentlich nicht der Rede wert, wie es mir bald darauf schien, aber damals hatte sie mich aufgeregt, und mir waren Zweifel an meiner Profession gekommen. Maximilian Feldwischer, Klasse 9c, hatte sich etwas Grammatik für die Englischarbeit auf die Hand kalligrafiert und ich ihn beim Draufschaun erwischt. Sechs, sitzengeblieben. Woraufhin sein Vater, der Rechtsanwalt, mit der Behauptung Einspruch einlegte, sein Sohn habe nicht getäuscht, sondern nur vergessen, die Notizen aus der Nachhilfe von der Hand zu wischen. Er entwarf einen Fragebogen und gab ihn in den Mailverteiler »Eltern 9c«. Wie zufrieden man denn mit meiner Lehrerleistung sei, und ob die Notendurchschnitte anderer Kinder unter meiner Ägide ebenfalls gesunken seien. Die Sache ging bis zu Direx Streimel. Der bekam Angst vor einer aufgebrachten Elternschaft, und der junge Mann durfte nachschreiben. Die fünf minus bewahrte ihn nicht vor dem Sitzenbleiben, und seine Eltern schickten ihn auf eine Privatschule. Woraufhin ich die Schnauze so voll von diesem Beruf hatte, dass ich ein Sabbatical beantragte, und es wurde bewilligt.

Eine Weile hatte mich die Idee beschwingt, in einigen Jahren Zeit für einen Roman zu haben. Aber dann fragte ich mich: Warum bis zum Sabbatical damit warten? Hier und jetzt: Ich konnte

jede Sekunde beginnen. Der Gedanke hatte etwas Befreiendes, Elektrisierendes. Ich stieg hinab in den Kellerverschlag und fand in Pappkisten meine alten Tagebücher. Am besten gefielen mir die Einträge zu einer kurzen Reise nach Griechenland, die ich vor Jahren auf die Insel Kefalonia gemacht hatte. Meine Aufzeichnungen trug eine schöne Melancholie, und auch wenn damals keine Liebesgeschichte für mich zu Ende gegangen war, wehte mir aus meinen Notizen die Stimmung einer endenden Liebesgeschichte entgegen. Der Gedanke, ihren Anfang zu finden, kitzelte mich. Ich begann zu suchen und fand einen Protagonisten, der zu meinem Erstaunen bald ein Eigenleben entwickelte. Figuren, die ich nicht kannte, traten hinzu. Die Handlung nahm Fahrt auf. Etwas mehr als ein halbes Jahr lang verbrachte ich einen ziemlich großen Teil meiner Freizeit damit, den Roman zu schreiben, an den ich mich eigentlich erst in meinem Sabbatical hatte setzen wollen – ein Schreibtisch, einen Laptop, zwei Bier. Ein halbes Jahr ist nicht viel, wenn man nur nebenbei schreibt, abends, nach den Korrekturen, nach der Unterrichtsvorbereitung. Aber ich kam gut voran und erreichte schnell hundert Seiten. Dann geriet die Arbeit ins Stocken. Ein paar lose Fäden hingen noch herum, nicht schlimm, doch lähmender war die Angst, dass das, was ich geschrieben hatte, niemanden interessieren könnte. Ich verspürte Widerwillen

gegen mein Werk und brachte es nicht über mich, es noch einmal zu lesen.

Der Sommer kam, ich verliebte mich in eine Frau, oder bildete mir das ein, wer weiß das schon immer so genau, dann gleich in noch eine, und danach vergaß ich den Roman oder gab mir wenigstens keine Mühe mehr, mich an ihn zu erinnern. An mein Sabbatical dachte ich bald nur noch beim Blick aufs Bankkonto, auf dem nun weniger Gehalt ankam, als ich es gewohnt war. Über die Jahre entwickelte sich die Aussicht auf mein freies Jahr zu einer stillen Reserve, von der ich nicht wusste, wofür ich sie brauchen würde. Mein Sabbatical wurde zu einem Gefäß, in das ich meine mal leichtere, mal stärkere Sehnsucht nach irgendeiner Art von Rock 'n' Roll stopfte in der Hoffnung, sie später freilassen und ihr eine Gestalt geben zu können.

»Auf halber Strecke eingeschlafen, mein Weltbestseller«, sagte ich.

»Schade«, sagte Brettschneider.

Später verlagerte sich der Schwerpunkt der Party in die Küche. Ich postierte mich neben den Kollegen Robert Helms, der Erdkunde gab, und weil ich gerade nichts anderes zu reden wusste, stellte ich Helms die Todesfrage: »Schon Pläne für die Ferien?«

Helms strahlte. »Nicht so tolle wie du, aber wir gehen nach Finnland. Machen wir seit fünf Jahren. Ferienhäuschen, Ruderboot, ein paar dicke Bücher,

da kommst du ganz schnell wieder runter. Herrlich ist das.«

»Gibt es da oben nicht auch herrlich viele Mücken?«

Helms, der sein Gesäß gegen die Küchenzeile gelehnt hatte, richtete sich auf.

»Dazu muss man ein bisschen was erklären«, setzte er an und holte tief Luft. Er führte aus, wie kalt die letzten skandinavischen Winter gewesen waren, wann die Eier der Mücken schlüpften und wie sich das zum Ferienkalender von Nordrhein-Westfalen verhielt. Helms redete, ich hörte nicht zu, aber der Kollege besaß einen angenehmen Bass, und wenn er mich ansah, um zu prüfen, ob ich ihm folgen konnte, nickte ich aufmunternd.

Dann kam Brettschneider. Ein ungewohntes Air von Alarm umgab ihn, sein Blick wanderte wild zwischen Helms und mir hin und her, sein Atem ging flach. »Entschuldigt bitte, wenn ich so hereinkomme, aber hättest du gleich einen Augenblick Zeit für mich, Viktor? Ich müsste etwas mit dir besprechen.«

Helms zuckte mit den Schultern. »Ich kann es dir ja auch nachher noch zu Ende erklären«, sagte er.

Brettschneider nahm mich am Arm und führte mich in einen stillen Gartenwinkel.

»Ich habe mich gerade mit Liane unterhalten«, wisperte er ohne mir erkennbaren Grund.

»Und das war so Ehrfurcht gebietend, dass du

jetzt flüstern musst? Hat sie dich an einen geheimen Platz bestellt?«

Brettschneider knurrte, und ich merkte: Der Fachbereichsleiter Chemie war für Scherze gerade nicht empfänglich.

»Sie gibt einen Workshop. Jetzt ist ihr aber ein Pärchen abgesprungen, und sie hat mich gefragt, ob ich nicht jemanden kenne, der einspringen will.«

Ich stöhnte. »Und da ist dir natürlich gleich Joachim Brettschneider aus Frechen bei Köln eingefallen. Brett, wie oft sind wir das schon durchgegangen? Liane ist mit Schlettenbach zusammen, sie will nichts von dir. Und seit wann interessierst du dich für Kunst?«

Es stimmte, Brettschneider hatte wenig Sinn für Kunst; was über das Gegenständliche hinausging, stand bei ihm unter Betrugsverdacht. Wenn er einen Meißel zur Hand nahm, dann höchstens, um Schlitze für elektrische Leitungen in die Wand zu schlagen. Während Lianes Lebensgefährte Fredrik Schlettenbach ein weltweit gefragter Architekt war, mit dem sie drüben in Marienburg in einer Gründerzeitvilla lebte. Als es sich an der Schule herumgesprochen hatte, dass Liane und er ein Paar waren, hatten wir Schlettenbach gegoogelt und einen unsympathisch sympathischen Sechzigjährigen entdeckt, der wie Anfang fünfzig aussah. Architekturprofessor, mehrfacher Ehrendoktor – Fußballstadien, Flughäfen, Wolkenkratzer, diese Liga. Brettschneider hätte mit sei-

nen hoch über den Bauch gezogenen Stoffhosen und seinen Campingsandalen neben Schlettenbach wie ein Tanzbär gewirkt. Es tat mir weh und ermüdete mich, das Thema immer wieder durchzukauen, meistens bei Ferdl im Specht, und mit dem immer wieder selben und von Brettschneider stets von Neuem und zum Ende des Abends hin kleinlaut akzeptierten Ergebnis, dass er sich Liane Ludwig aus dem Kopf schlagen müsse. Aber ich hatte leicht reden.

Brettschneider beugte sich konspirativ nach vorn. »Aber Schlettenbach ist nie zu Hause, Viktor, das hat sie mir selber gesagt. Jetzt ist er schon wieder weg und baut einen Bahnhof in einer von diesen chinesischen Millionenstädten, die kein Mensch kennt. Warum, meinst du, erzählt sie mir so etwas?«

»Vielleicht, weil sie ihren sogenannten Workshop vollbekommen will?«

Brettschneider schüttelte energisch den Kopf. »So berechnend ist sie nicht. Das hat sie gar nicht nötig.«

»Aber du brauchst auch mal Ferien, Brett. Urlaub vom verliebten Ich. Lass uns bei unserem Plan bleiben, zwei Mann, ein Bus, und ab!«

Brettschneider holte tief Luft und seufzte. »Ich muss das verschieben, Viktor.«

»Heißt das, du hast schon zugesagt?«

»Ja doch. Und du musst mitkommen.«

»Wieso denn? Und was ist das überhaupt für ein Workshop?«

Brettschneiders Gesicht bekam etwas Flehent-

liches. »Es geht um Skulpturen, Viktor. Um einen Skulpturen-Workshop in Frankreich. Und was um Himmels willen soll ich denn auf einem Skulpturen-Workshop?«

»Und was soll *ich* dort? Eben willst du mich noch auf Weltreise schicken, und jetzt soll ich auf einmal den Giacometti geben. Wie lange soll das Ganze überhaupt dauern? Fakten, mein Lieber, Fakten.«

Brettschneider nahm Haltung an. »Sechs Tage auf einem umgebauten Bauernhof in der Nähe von Paris, Sir, An- und Abreise mitgerechnet, nennen wir es eine Woche, Sir. Was sagst du?«

»Scheiße, sage ich. Ich bin strikt dagegen, dass du auf diesen Workshop gehst und dich dem Leid exponierst. Und werde den Teufel tun und dich unterstützen. Liane ist sowieso in ein paar Monaten in den USA, was soll denn da werden?«

»Ich könnte Auslandsdienst beantragen. Oder in irgendeinem Labor arbeiten. Es geht um Leidenschaft, Viktor, nicht um Vernunft.«

Hatte man den Mann dafür studieren lassen, Naturwissenschaften zumal? Aber wenn es wirklich darauf ankam und den Rationalisten die Synapsen durchbrannten, dann mussten die Irren aus der Emoabteilung ran; als ob wir irgendetwas besser wüssten, weil wir uns die Mühe gemacht hatten, ein paar Romane zu lesen. Andererseits, fand ich plötzlich und zu meiner eigenen Überraschung, kam es auf ein paar Tage nicht an.

Brettschneider merkte, dass ich zögerte. »Na komm schon, du hast doch Zeit wie Heu. Und auf Bustour können wir danach immer noch gehen.«

Das stimmte.

»Hab ich recht?«, fragte Brettschneider, und seine Hand schnellte vor.

»Also gut, von mir aus. Workshop.«

»Abgemacht. Morgen geht es los. Eleven o'clock sharp. Ich hole dich ab.«

## 2.

Natürlich hätte ich mich nie bereit erklären dürfen, Brettschneider auf diesen Workshop zu begleiten. Aber als ich mein Einverständnis gab, war der Kurs nicht viel mehr für mich als eine Woche, für die ich kein Programm gestalten musste, was die Zahl der Wochen, für die es weiterhin eine Verwendung zu finden galt, auf einundfünfzig reduzierte. Und auf Tour gehen konnten wir danach ja wirklich immer noch.

Ich hatte die Fenster über Nacht offen gelassen. Jetzt drückte der Sommer durch die Läden, und von unten dröhnte die Subbelrather Straße herauf. Köln hatte den Betrieb längst aufgenommen, mein Kopf noch nicht. Dabei waren Hitze und Lärm schon ohne Kater eine Mischung, die ich nur schlecht vertrug. Skulpturen-Workshop, ächzte es in meiner Oberstube. Gab es keinen besseren Ausdruck? Gegen Skulpturen war ja prinzipiell nichts einzuwenden, aber *Workshop*, das musste doch nicht sein. Vielleicht *Bildhauereiwoche* – *haben Sie mal einen Hau*. In dieser Art rumpelte es durch mein

Hirn, während ich meine Sachen packte und wartete, dass das Aspirin wirkte.

Als ich die Kondome in den Kulturbeutel legte, rechnete ich nach und kam zu dem Ergebnis, dass ich seit einhundertzweiundzwanzig Tagen keine mehr gebraucht hatte. Immerhin war das Datum noch nicht überschritten. Ich überprüfte, ob ich alle Musik auf meinem Handy hatte, die ich benötigte, um den Kurs zu überstehen, das heißt sämtliche Lieder, die Frank Black je veröffentlicht hat, ein bisschen Bach, und dazu die ganzen anderen, mit denen ich niemanden belästigen möchte, ich höre ja sonst nicht auf, wenn ich mal anfangе.

Nach zwanzig Minuten hing ich reisefertig auf dem Sofa, und es blieb noch etwas Zeit, bis Brettschneider mich abholen käme. Ich schaute aus Langeweile mein Musikregal durch und stellte wieder einmal fest, dass ich Pete Dohertys *Sequel to the Prequel* doppelt hatte, weil ich mir die CD im Netz bestellt und dann aus lauter Ungeduld doch gleich im Laden gekauft hatte. Das in Folie verschweißte Exemplar nahm ich aus dem Regal und schlug es in einen Bogen aus dem Wirtschaftsteil der *Süddeutschen* ein (»Unternehmer klagen über geringe Rendite«). Ich schaute auf die Uhr. Es war immer noch eine Viertelstunde bis elf, und ich kam in dieses merkwürdige Stadium vor einer Abreise, in dem man auf und ab schreitet und nichts mit sich anzufangen weiß. Ich ging alles noch einmal durch,

aber ich habe Übung im Reisen, und ich vergesse normalerweise nichts Wichtiges, und für einen Kurs in Bildhauerei braucht man auch keine besondere Garderobe. Ich hatte sogar an einen Föhn gedacht, was ich einigermaßen besorgniserregend fand.

Dann fiel mein Blick auf meinen Laptop, und mein Roman fiel mir wieder ein. Ich hatte ihn auf einem Daten-Stick gespeichert, zum Glück, denn kurz danach war mir die Festplatte abgeraucht. Nicht einmal der Nerd von der Computer-Ambulanz hatte etwas retten können und mir stattdessen eine neue Festplatte eingebaut. Ich wühlte mich durch Regale, Kartons und Schubladen und fand den Stick in einem Pappschuber zwischen Zigarettenblättchen, meiner alten Brille, Kabeln, deren Zweck mir unbekannt war, und einer Flasche eingetrockneten Holzleims. Ich hatte mir den Namen mit wasserfestem Stift darauf geschrieben: *Kefalonia*.

Brettschneider klingelte um fünf nach elf.

»Du bist zu spät«, blaffte ich in die Sprechanlage.

»Beil dich, ich stehe zweite Reihe«, blaffte Brettschneider zurück.

Ich schnappte meine Tasche, sprang die Treppenstufen hinunter und eilte aus der Kühle des Hauses in die Hitze der Welt. Brettschneiders Ungetüm von einem Bus ragte mit dem Heck in die Fahrbahn, dahinter hupte es. Die Stadt hatte das orangefarbene Ding ausrangiert, Brettschneider es gekauft und sich

ausgebaut. Er war Meister in so was. Wenn es etwas zu hämmern und zu sägen gab, zu schleifen oder zu schrauben, dann war er der Mann. Er konnte Tage damit verbringen, Dinge zu planen und zu zeichnen, und er konnte mit Werkzeug umgehen, von dessen Existenz ich noch nie gehört hatte. Warum er mein Freund war, vielleicht sogar mein bester – ich wusste es nicht. Brettschneider war Chemiker und las allenfalls Krimis, aber er konnte schönen Stuss reden und war ein begabter Trinker. Und er besaß die Fähigkeit, ein gutes Gefühl zu verbreiten – dass so ziemlich alles in Ordnung war, was man machte: mit den Schuhen ins Haus gehen, drin rauchen (obwohl er selbst nicht rauchte), sich verspäten, diese Dinge.

»Bonjour!«, begrüßte er mich mit einem munteren Ausrufezeichen am Ende und drehte den Zündschlüssel.

Ich hatte ihn noch nie am Steuer seines Dickschiffs gesehen, aber mit seinem Vollbart und seiner massigen, turmartigen Gestalt wirkte er wie geschaffen dafür. Er schaute in den Seitenspiegel, setzte den Blinker und legte den Gang ein. Mir fiel auf, dass er neue Shorts und ein kurzärmliges Hawaiihemd trug, dessen Farben die *Neue Post* wahrscheinlich als lebensbejahend bezeichnet hätte: »Nach dem Entzug: Brettschneider trägt ein buntes Hemd. Er sagt wieder ja zum Leben!« Dazu ein Paar neuer Sneakers statt seiner alten Sandalen. Auf dem Beifahrersitz thronte ein riesiger Teddybär.

»Ist das die höfliche Art zu sagen, dass ich hinten sitzen soll?«

Brettschneider ließ die Kupplung kommen. »Nein, es ist die höfliche Art zu sagen, dass ich keine Zeit mehr hatte, ihn selber nach hinten zu setzen.«

Ich hätte ihm den Gefallen tun können, nicht weiterzubohren, aber mir fehlte die Kraft, gegen meine Neugier anzukommen. »Und wozu hast du einen Teddybären mit?«

»Habe ich in einem Ratgeber gelesen«, brummte Brettschneider. Er drängte den Bus in den Verkehr und reihte sich in den Stau ein.

»In was denn für einem Ratgeber? Einem, der sagt, man soll einen Teddybären mit auf Bildhauerkurse nehmen?«

Brettschneider antwortete nicht. Die Sonne blitzte grell auf Blech und Scheiben und stach uns auf die Arme, die wir in die geöffneten Fenster gewinkelt hatten. Die Luft war Brei, es stank nach Abgasen, Autofahrerschweiß und der säuerlichen Maische einer Kölsch-Brauerei. Brettschneider schwieg weiter.

Ich versuchte es noch einmal. »Was denn für ein Ratgeber?«

Brettschneider hob die Hände. »Herrje, Viktor, ich hab's im Internet gelesen. Flirttipps. Männer sollen durch ein ungewöhnliches Accessoire auf sich aufmerksam machen. Und eines der Beispiele war eben ein Riesent Teddy.«

Ich drehte mich zur Seite, um mein Gesicht zu verbergen. Joachim Brettschneider, fünfundvierzig, Doktor der Chemie, Systemlottospieler und Besitzer eines, wie ich vor Jahren beim Duschen nach dem Lehrersport zur Kenntnis zu nehmen nicht umhinegekonnt hatte, recht gewaltigen Penis, nahm einen Teddybären mit auf Reisen.

Wir stauten uns durch die Stadt, den Melatengürtel hinunter und dann die endlose Aachener Straße hinauf. Ich sehnte mich nach dem Moment, in dem wir freie Fahrt haben würden und der Wind zum Fenster hereinwehte.

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Entscheidung war«, brummte Brettschneider.

»Weiß man nie«, sagte ich und machte mir nicht die Mühe, mich zu erkundigen, worauf sich die Äußerung bezog: den Teddybären mitzunehmen, den Bildhauerkurs oder die Wahl der Route aus Köln hinaus. Ich wollte Musik hören, mir aber nicht gleich nach einer Viertelstunde die Ohren zustöpseln, weswegen ich mich durch die Sitze auf die Rückbank zwängte, das Geschenk für Brettschneider aus der Tasche holte und es ihm überreichte. »Hier, Musik für die Fahrt.«

»Danke. Mit deiner Erlaubnis werden wir sie später hören.«

»Annahme verpflichtet zu sofortiger Inbetriebnahme.«

»Nun gib mir noch ein bisschen. Es wird ja si-

cher wieder furchtbar sein, was du mir da schenkst. Deine Todesmusik wird mein Gehör zerstören.«

Brettschneider drehte das Radio an, es kam »Eye of the Tiger« von Survivor, ein Lied, das auf meiner Liste allergieauslösender Titel an zweiter Stelle steht und das mir schon bei seinem Erscheinen im Jahr 1982 Pein bereitet hatte. Es war die Titelmelodie von *Rocky* III, Schmetterpop der schlimmsten Sorte, trostloser Mist, das musikalische Pendant zu Kartoffelpuffern. Brettschneider, der den Film womöglich nicht mal kannte, sumnte gegen den Diesel an und trommelte den Takt aufs Lenkrad, und als sich am Ende kein Moderator zu Wort meldete und ein neues, ähnlich verstörendes Lied begann, begriff ich, dass wir eine CD hörten. Es ließ sich viel Gutes über Brettschneider sagen, aber Musikgeschmack zählte nicht dazu. Ich glaube zwar schon lange nicht mehr, dass es nötig ist, dieselben Lieder, Bücher und Filme zu mögen, um mit einem Menschen mehr als eine halbe Stunde im Café verbringen zu können, aber es hilft, wenn jemand überhaupt *Sinn* für diese Dinge hat und sich begeistern oder eventuell sogar *hinreißen* lassen kann. Nichts davon bei Brettschneider. Immer nur Liane, Liane, Liane.

Hinter dem Kreuz Köln-West begann es endlich zu rollen. Der Mittagshimmel sah aus, als habe er Kreislaufprobleme, ganz blass war er, aber uns rauschte der Fahrtwind ins Haar. Die CD war zu

Ende, doch Brettschneider pffiff noch immer vor sich hin. Was malte er sich aus? Dass er vor Liane in die Knie ging und ihr seine Liebe gestand? Dass sie sich gegenseitig mit frisch angesetztem Pappmaschee einrieben? Und den Teddy dazu?

»Wie stellst du dir die ideale Frau vor?«, fragte Brettschneider plötzlich.

»Ach, Brett, das ist doch eine Kinderfrage. Aber bitte: Sie öffnet mir die Tür mit einem Glas Roten in der Hand und im Hintergrund läuft ›Are you gonna be my girl‹ von Jet. Wir wollen auf ein Konzert, aber wir sind zu spät dran, wir verpassen die Straßenbahn und rennen durch den Regen, und sie lacht.«

»Irgendwie bist du doch ein Romantiker«, sagte Brettschneider.

»Wieso irgendwie? Und wieso doch? Du musst jetzt nichts sagen, du weißt selber, dass du da jetzt nicht mehr rauskommst, oder?«

Das Land wurde hügelig, auf den Feldern ragte reglos Korn. Ich streifte die Schuhe ab und stellte die Füße auf die Konsole. Kinder winkten uns von einer Brücke herab zu, wir winkten zurück; sie zeigten uns den Mittelfinger und lachten.

»Rotzlöffel«, knurrte Brettschneider in gespielterm Zorn.

Ich freute mich auf klare, offene Tage.

Eine Weile fuhren wir einfach so dahin, dann

setzte ich die Füße wieder ab. »So, jetzt hören wir mal dein Geschenk, ja?«

Brettschneider reichte mir seufzend das Päckchen, das er im Seitenfach deponiert hatte. Ich entfernte das Zeitungspapier und die Folie und führte die CD in den Schacht. Der Spieler sog sie ein. Eine aufgekratzte Gitarre schepperte, dann verkündete Pete Doherty: »I am the fireman.«

Brettschneider stöhnte. »Ich habe es gewusst. Das ist Lärm, Viktor.«

»Nein, das ist *Sequel to the Prequel* von den Babyshambles, falls dir das was sagt. Ich hatte ja immer angenommen, dass Pete Doherty im Wesentlichen davon lebt, dass er einen Hut auf dem Kopf hat und mal der cracksüchtige Freund von Kate Moss war. Aber dann habe ich *Sequel to the Prequel* gehört und verstanden, dass er ein Meister ist.«

»Ich kenne deinen Pete Doherty nicht. Aber was ist daran meisterhaft? Es ist Geschraddel.«

»Aber es ist eben ein kunst- und absichtsvolles Geschraddel. Doherty hat eine klasse Stimme, und ich sympathisiere mit seinem Gestus des am Abgrund operierenden *Poète maudit*. Ich mag das Somnambule seiner Musik. Hört man jetzt gerade nicht, aber später. Doherty kann alles, Blues und Ska und Music Hall und Punk, und eine Sekunde reicht ihm, um die Stimmung eines Liedes zu etablieren.«

»Du redest wie ein Kunstkritiker. Gut, dass ich

dich mitgenommen habe. Wir reden übrigens von einem Frauenanteil von zwei Dritteln. Vielleicht ist ja eine für dich dabei.«

»Habe ich gesagt, dass ich auf der Suche bin?«

»Wir sind alle immer auf der Suche. *Everybody's got a hungry heart.*«

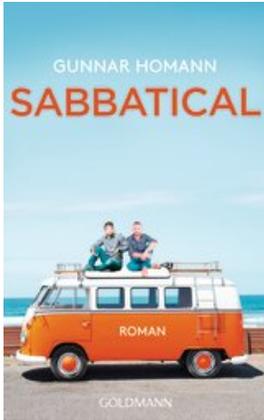
»Ich bin mir da nie so sicher, was da Herz und was da Hormon ist. Und woher weißt du das mit den zwei Dritteln?«

»Liane hat uns allen eine Mail geschickt. Es war eine Anfahrtsbeschreibung drin, aber auch eine Telefonliste. Ich glaube, die Idee war, dass wir Fahrgemeinschaften bilden. Hast du die Mail nicht bekommen?«

»Doch, aber ich habe den Anhang nicht geöffnet. Ich tippe auf mindestens eine Arzt- oder Rechtsanwältin und eine gehobene Versicherungsangestellte, dazu vielleicht irgendein Informatiker, der sich erden will. Single wie vermutlich die meisten, und um Kunst geht es da doch niemandem. Die wollen anbahnen, das ist der Zweck. Oder was sollte sich sonst jemand davon versprechen, zu einem Skulptur-Workshop zu gehen? Ich meine: Wenn man Talent dazu hätte, dann wüsste man es doch inzwischen, oder?«

Brettschneider nickte. »Wahrscheinlich schon. Aber es muss ja nicht alles immer Spitzenklasse sein. Manche machen Hausmusik und haben Freude daran.«

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Gunnar Homann

## **Sabbatical**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-48615-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2017

Ein Jahr Auszeit! Nur hat Lehrer Viktor Hoffmann keinen Plan, was er während seines Sabbaticals machen soll. Außer erst mal mit seinem besten Kumpel Brettschneider für ein paar Wochen ins Blaue fahren. Doch weil sein Freund hoffnungslos in Liane verliebt ist, die einen Bildhauerei-Workshop auf einem Bauernhof in Frankreich leitet, landen die beiden ebendort. So hatte sich Viktor den Roadtrip nicht vorgestellt. Dummerweise hat die schöne Liane aber ein Auge auf Viktor geworfen. Und als dann auch noch der schnöselige Professor Herbst auftaucht, der ihm vor Jahren die Frau ausspannte, wird es turbulent. Und Viktor muss endlich herausfinden, was er eigentlich von diesem Jahr – und vom Leben an sich – will ...



[Der Titel im Katalog](#)